

Reflexionen zur Tagung

„Diagnostik in der Sozialen Arbeit – Wissenschaft trifft Praxis“

Heike Güdel, Fachstelle Suchthilfe des Sozialdienstes Stadt Bern

Die Diagnostik in der Sozialen Arbeit sei erwachsen geworden, hiess es am Ende der Keynote von Frau Prof. Gahleitner. Das stimmt aus meiner Sicht für den disziplinären Teil der Sozialen Arbeit (auch Erwachsene entwickeln sich schliesslich weiter), weniger jedoch für die Praxis. Obwohl gerade die Praxis in enorme Legitimitätsnotstände kommt, scheint mir ein Bewusstsein für den Sinn der Sozialen Diagnostik noch zu wenig ausgereift. Zwar werden eine Reihe von diagnostischen Methoden zum Sammeln und Analysieren von Daten angewandt. Dies scheint mir häufig jedoch nicht in ein Verständnis eingebunden, wofür man diese Informationen verwendet, dass es schliesslich um eine ethisch und wissenschaftsbegründete Interpretation als Grundlage für Interventionen geht, und zwar in Kooperation mit allen Beteiligten (mit KlientInnen und anderen Professionellen). Entsprechend werden die Einschätzungen und Leistungen der Sozialen Arbeit nicht anhand ihrer Methoden und Wissensbestände kommuniziert, sondern immer noch häufig mit dem „gesunden Menschenverstand“ und den „eigenen Erfahrungen“.

Als Praktikerin in der Sucht- und Sozialhilfe bin ich mit wiederkehrenden medialen Skandalisierungen konfrontiert. Dabei wird die Komplexität sozialarbeiterischer Einzelfälle wahllos reduziert, was zu politischen Entscheidungen führt, die die Ressourcen der Sozialen Arbeit zu Ungunsten ihrer KlientInnen verschieben. In der Sozialhilfe wird überwiegend auf der Grundlage finanzieller und juristischer Grundlagen diskutiert. Aber die öffentliche Sozialhilfe hat unter anderem „berufliche und soziale Integration“ als Wirkungsziel, welches sozialarbeitsprofessionell in seiner Ganzheit bearbeitet werden muss. Dabei kann die Legitimität „geeigneter Massnahmen“ (SHG Kanton Bern) nur mit dem diagnostisch in Einzelfälle eingebundenen Fachwissen sachlich begründet werden. So wäre es wünschenswert, wenn an den Hochschulen/ Tagungen auch die öffentliche Sozialhilfe wieder mehr mit ihren Sozialarbeits-methodischen Möglichkeiten präsentiert werden würde, nicht nur über ihre juristischen und ökonomischen Strukturprobleme. Das habe ich vermisst, einen Workshop zur Sozialhilfe (obwohl ich den Vortrag von F. Rotzetter im Workshop B-17 im Nachhinein als guten Input wahrgenommen habe).

Erfrischend war auch die Keynote von Prof. U. Hochuli Freund zum kooperativen Vorgehen in der Diagnostik. Wenn Kooperation, wie gerade in der Sozialhilfe, in aller Munde ist, und man den Aspekt der „Hilfe zur Selbsthilfe“ ernst nimmt, dann lohnt es sich, genauer zu überlegen, wie Kooperation in der Praxis explizit konzeptioniert werden kann.

Die historische Entwicklung der Diagnostik, die Prof. Gahleitner in ihrer Keynote darstellte, erhellte mir die Gründe für die Widerstände gegenüber Diagnostik – warum man z.B. oft lieber von Fallverstehen redet, obwohl doch heutzutage sogar Automechaniker ganz ungezwungen „Diagnosen“ durchführen. So hat der Begriff „Diagnose“ wohl einen Einzug in die Alltagssprachlichkeit gefunden und würde in der Praxis eine Zusammenarbeit mit anderen Professionen erleichtern, anstatt auf das erklärungsnotwendige „Fallverstehen“ auszuweichen. Aber in Zeiten von aktivierender Sozialpolitik ist der Sorgfalt einer Diagnose als Grundlage für weitere Interventionen Rechnung zu tragen. Ein kritisches Denken gegenüber von subsumierenden Kategorien ist immer noch angebracht, denn allzu leicht werden in den Debatten um Sozialhilfe politische Etikettierungen übernommen (z.B. „renitente

Sozialhilfebezüger“). Ein sorgfältiger Umgang mit Geschichten in Organisationen (siehe Keynote Klatetzki) ist also wünschenswert.

Die meisten Inputs der Tagung wurden aus der Sicht der Wissenschaft dargestellt. Aus der Praxis hat die Tagung vor allem PraktikerInnen aus Leitungsfunktionen angesprochen, die eine Verbesserung ihrer diagnostischen Arbeit anstreben und sich somit einen Überblick über Kooperations-Möglichkeiten zwischen Wissenschaft und Praxis verschaffen konnten. Für PraktikerInnen, die nicht in Leitungsfunktionen stehen, war es nicht ganz einfach, sich in die Diskurse an der Tagung einzuklinken. Es entstanden aber fruchtbare Diskussionen am Rande der Keynotes und Workshops. Den PraktikerInnen an der Basis bleibt nämlich nur die Möglichkeit über organisationsinterne „Lobbyarbeit“ sich für ein Verständnis von Sozialer Diagnostik in der Organisation einzusetzen (über „Tür- und Angel-Gespräche“, Arbeitsgruppen und andere Formen des Einmischens), was bei effizientem Zeit-Denken eine prägnante Darstellung komplexer Zusammenhänge erfordert - zumal PraktikerInnen manchmal berufsfremde Vorgesetzte haben. Dafür gab die Tagung neuen Schwung!

November 2014